

# Annas Irrwege [Fortsetzung]

Autor(en): **Jacot Des Combes, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 16

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639120>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 16 - 1933 \*

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

\* 23. Jahrgang

## Gruss der Sonne. Von G. Keller.

Aus den braunen Schollen  
Springt die Saat empor,  
Grüne Knospen rollen  
Tausendfach hervor.  
Wieder wohligh zittern  
Auf dem blauen Meer,  
Oder zu Gewittern  
Führen das Wolkenheer!

Und es ruft die Sonne:  
Fort den blassen Schein!  
Wieder will ich Wonne,  
Glut und Leben sein!  
In den Frühlingsregen  
Sieben Farben streun  
Und auf Weg und Stegen  
Meinen goldnen Schein!

Mit all euren Schätzen  
Lagert euch herum,  
Wendet eure Fetzen  
Vor mir um und um!

Ruhn am Felsenhange,  
Wo der Adler minnt,  
Auf der Menschenwange,  
Wo die Träne rinnt!

Dringen in der Herzen  
Kalte Finsternis,  
Blenden alle Schmerzen  
Aus dem tiefsten Riss!

Bringt - ich bin die Sonne -  
An das Kerkertor,  
Was ihr habt gesponnen  
Winterlang, hervor!

Alle finstern Hütten  
Sollen Mann und Maus  
Auf die Aue schütten,  
An mein Licht heraus!

Dass durch jeden Schaden  
Leuchten ich und dann  
Mit dem goldnen Faden  
Ihn verweben kann!

## Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

16

Und nun spürte Else nur noch ein Verlangen: nicht unter fremden Menschen zu sterben! So schleppte sie sich den weiten Weg und bis herauf zu mir.

Ihre Arme umklammerten meinen Hals. Ach, welch schweren Todeskampf mußte ich da mit ansehen, ja mit meinem eigenen Körper fühlen. Entsetzen und Furcht drohten mich zu überwältigen, ich rang mit mir, ob ich die Wirtin rufen solle —; dann kam es mir wie Verrat vor an Else, die sich in ihrem Jammer mir anvertraut, und ich harte allein aus in meiner Furcht.

Die Lippen der Sterbenden wurden immer dunkler, die Zähne schlugen im Frost aufeinander und blieben dann fest zusammengedrückt in einem Krampf, der nach und nach den ganzen Körper und alle Glieder befiel. Die Arme, die mich umschlungen hatten, fielen kraftlos von mir ab, und gegen die Verlassenheit im letzten verzweifelten Blick, den Else mir zuwarf als ich ihr nicht helfen konnte, schien mir alles Schlimme, was ich bis dahin gesehen und durchlebt, wie Kinderpiel. Denn ihre Augen klagten, daß ich den schweren dunklen Weg nicht mit ihr ging, ich, die ihr heilig gelobt: zwei arme Mädchen wie wir verlassen einander nicht! Ich fühlte eine Schuld schwer und schwerer in mir werden, sie gewisser ich eigener Schuldlosigkeit war. Ich sah einer

übermenschlichen, ewigen, in dieser Welt nie zu entführenden Schuld ins Angesicht. Ich bedeckte meine Augen, auch mich schüttelte Todesfrost.

Um drei Uhr nachts seufzte Else noch einmal kurz auf — dann ein tiefer befreiender Atemzug. —

Zum erstenmal hatte ich einen Menschen sterben sehen, ich fürchtete mich, den leblosen Körper zu berühren. Ich breitete ein Handtuch über das entstellte Gesicht und machte mir am Fußboden mit meinem Mantel ein Lager zurecht. Beend löschte ich das Licht, das tief niedergebrannt im Luftzug fladelte, ich hatte kein zweites im Vorrat. Herbststurm wütete draußen und herein durch alle Spalten. Ich lag schlecht zugedeckt auf der harten Diele und gedachte der Nacht im Boslett, am Ufer des Sees. Hatte ich nicht damals schon geglaubt, am Rand aller Dinge zu sein? Und nun? Ich lebte. — Wozu? — Um stärker zu sein als das, was ich erlebte? —

Es lagen die schweren Gedanken in mir wie eine zu vollbringende Geburt, und mein ungekanntes Schicksal hörte ich fragen: wirst du, Anna, so stark sein, mir standzuhalten? Wie sah es aus, wo war es, wann endlich kam es mein eigenes Schicksal, um im eigenen Kampf um Leben und Tod meine letzten Kräfte zu prüfen? —

Der Tag nach dieser langen Nacht brachte ein ekel-erregendes Nachspiel. Die Polizei erschreckte mich mit unerwarteten Fragen, und ich mußte mich verantworten wegen des ungewöhnlichen Sterbefalls. Zum Glück konnte ich mich der Straße erinnern, in der Else ohnmächtig geworden war; man fand den Arzt, nahm später meine Aussage zu Protokoll und ließ mich dann in Ruhe.

Else's Vater kam am nächsten Sonntag zu mir. Er, er hätte doch seiner armen Else gewiß kein Härchen gekrümmt, ach, wenn sie nur noch einmal vor ihm stehen könne, seine Else, sein Liebling! Er sei doch kein Tiger, kein Wolf — ob denn er aussähe wie einer, der auch nur einer Fliege etwas zuleide tun könne? Daß sein Mädlein sich vor ihm gefürchtet, daß es nicht zu ihm gekommen? — Ja, wenn er recht nachdenke, gewiß ein wenig Angst habe er ihr vielleicht schon gemacht, das sei wahr, er sei eben selbst ein lockerer Zeisig gewesen in seiner Jugend und erst später habe er gesehen, daß man doch nur mit Ordnung weiter kommt, und da sei ihm nun die Frau weggeholt worden gerade als die Else im schwierigsten Alter war. Ja, was konnte er denn anderes tun, als dem hübschen Mädlein ein bißchen Angst machen? So ein Kind, es weiß nichts vom Leben, und hinaus muß man es lassen und kann nicht nach ihm sehn. Man hat seine Arbeit, — wie soll man so ein Kind schützen? Man tut sein Bestes und muß nun zusehen, wie alles umsonst war. —

Dem wackeren Mann rannen die Tränen in den Bart. „Habe ich denn wirklich so böse getan, daß sie kein Wort finden konnte für mich, kein Sterbenswort an den eigenen Vater wagen wollte?“ frug er sich und mich.

Ich suchte und suchte, um einen Trost für ihn zu finden, aber es war umsonst. Ich stand ratlos vor dem unabänderlichen Sammer, fühlte des Mannes nutzlose Fürsorge, Else's nutzloses Entfliehen. Er hatte seine Vergangenheit verheimlicht, sie ihre Zukunft verleugnet. Wer wollte entscheiden, bei wem die Schuld des Ausganges lag? Keiner ja hatte etwas Böses tun wollen, beide lebten sie ihr eigenes Leben, und voneinander wußten sie nicht viel. Was war alltäglich?

Er bat mich, ihm noch von des Kindes letzter Stunde zu berichten und fand mich einsilbig. Wozu ihn quälen? Ungetröstet ging er, in Trauer ließ er mich zurück.

Unerträglich wurmte mich in der neuen Einsamkeit nach Else's Tode der Gedanke, daß ich keinen Schwung in mir fühlte, wie ich ihn bei anderen zur selbstvernichtenden Tat werden sah, daß ich keinen unabweislichen Befehl in mir vernahm, das ganze Sein und Wollen, das ich so unbenützt in mir kreisen spürte, einmal voll zu entfalten und mich in die Springflut des Lebens ohne Zögern und Bedenken zu stürzen.

Aber je heißer mein unklares, immer drängenderes Begehren in mir brannte, desto vorsichtiger schien ich seinem Ausbruch hinauf ins Tageslicht wehren zu wollen. Ach, wie durchaus unsichtbar war mein Weg und wie gewiß fühlte ich, daß ich ihn gehen mußte. —

Verschiedene Männer versuchten sich mir zu nahen, die Gelegenheit der täglich unfehlbar von mir begangenen Strecke zwischen Wohnung und Geschäft benutzend, um mich zu be-

lästigen. Ich wies sie ohne Unterschied ab. Und fand mich selber immer wunderlicher. Was wollte ich denn? Worauf wartete ich so sehnlich?

Es war groß, es war gewaltig, es würde kommen, so fühlte ich mit Sicherheit, — um eine Stunde später in Verzweiflung zu weinen: nie werde ich es erleben, — ein Tag wird vergehen wie der andere und immer so fort, und ich bin das elendeste unter den Menschenkindern.

An einem Samstagabend begegnete ich Bardelli auf der Straße. Er kam schnurstracks auf mich zu: „Fräulein, Sie werden müssen schwören vor Gericht. Passen Sie auf dann, was Sie sagen!“

„Herr Bardelli“, antwortete ich ohne Besinnen, ich habe Ihnen großes Unrecht zugefügt. Ich bin froh, wenn die Wahrheit zutage kommt, ich werde gewiß die Wahrheit sagen.“

„Wir werden sehen“, rief er, „alle Frauenzimmer sind schlecht, — aber ich will nicht ruhen, bis Frau Hüppi im Käfig ist.“ — Und fort war er. — Wie die Unausstüßbarkeit meines Vergehens hatten seine Worte mich gepackt.

Mir war übel zumute, und ich verbrachte eine unruhige Nacht. Ein Traumbild ängstete mich: mein Brief an Cerronstein, erst ein kleines winziges Blättchen, wuchs und wuchs, rollte sich immer weiter auseinander, bis er mich gänzlich überdeckte, schließlich ringsum mich einhüllte und als schwere lichtlose Nacht mich umgab. In einen sonnigen Septembersonntagmorgen hinein verfolgte mich dieser entsetzliche Alpdruck.

Es litt mich nicht mehr allein, es trieb mich ins Freie, unter Menschen. Ich mußte abschütteln was mich in die Vergangenheit zurückzuholen drohte.

Die Mädchen bei Wnh hatten die ganze Woche schon davon geredet, daß auf dem Berg über dem See Tanz im Freien sei. Sie alle wollten gehen. Warum sollte ich nicht auch einmal nach Lust und Freude suchen zwischen dem erdrückenden Leben, das immer gefährlicher und stumpfer mich einzukreisen drohte, ohne mir meinen wahren Sinn zu weisen.

Eine Stunde etwa mußte ich mit dem Schiff fahren, dann den bewaldeten Berg hinan. Es war später Vormittag. Das Dampfboot wimmelte von Menschen, die wie ich, der Arbeitswoche, dem Alltag entfliehen wollten. Liebespärchen in ihrem schönsten Sonntagsstaat saßen dicht aneinandergeschmiegt und hielten sich bei der Hand; Kinder spielten Versteck oder betrachteten, über das blanke Messinggeländer im Innern des Schiffes gelehnt, die geheimnisvoll blinkende Maschine, die mit ihren langen starren Hebelarmen das Ruderrad zur Arbeit zwang. Alte Leute suchten die windgeschützten Plätzchen, und die Liebhaber des guten Tropfens saßen schon bald nach der Abfahrt vor Tisch und Flasche das Glas in der Hand, die Sonne im roten oder gelben Gefunkel des Weines fangend.

Ich suchte mir mit dem Klappstuhl einen Platz ganz vorn am Schiff. Da sah ich in das geheimnisvolle Dunkel des Sees, sah, wie seine Wasser im Licht aufflammten, dort, wo der Kiel unseres Schiffes die blanke Fläche durchschnitt; ich verfolgte die aufspringenden, im Sonnenschein glänzenden Wellentropfen, die aufschäumten voll und hell, sprühend in



lebendiger Lust, niedertauend, in schweigender Tiefe versinkend.

Und plötzlich höre ich eine Stimme neben mir: „Fräulein, Sie kennen mich gewiß nicht mehr!“

Ich wende mein Gesicht. Zwei strahlende, unvergeßliche Augen umfassen mich, schwarz unwimpert, tief wie der See vor mir leuchten sie in mich hinein. „Ja ich kenne Sie“, sage ich und reiche dem Techniker Ernst Stadelmann die Hand. Er drückt sie fest und glänzt über's ganze Gesicht: „Sind Sie allein?“ „Ja, ich bin ganz allein.“

Er beugt sich herab zu mir, der Riese, und flüstert: „Fräulein, ich habe auf Sie gewartet drunten an der Heizung bei Hüppis — Tag für Tag hoffte ich, Sie kommen einmal wieder vorbei — dann dachte ich — ja, das vornehme Fräulein, das will nichts von mir wissen.“

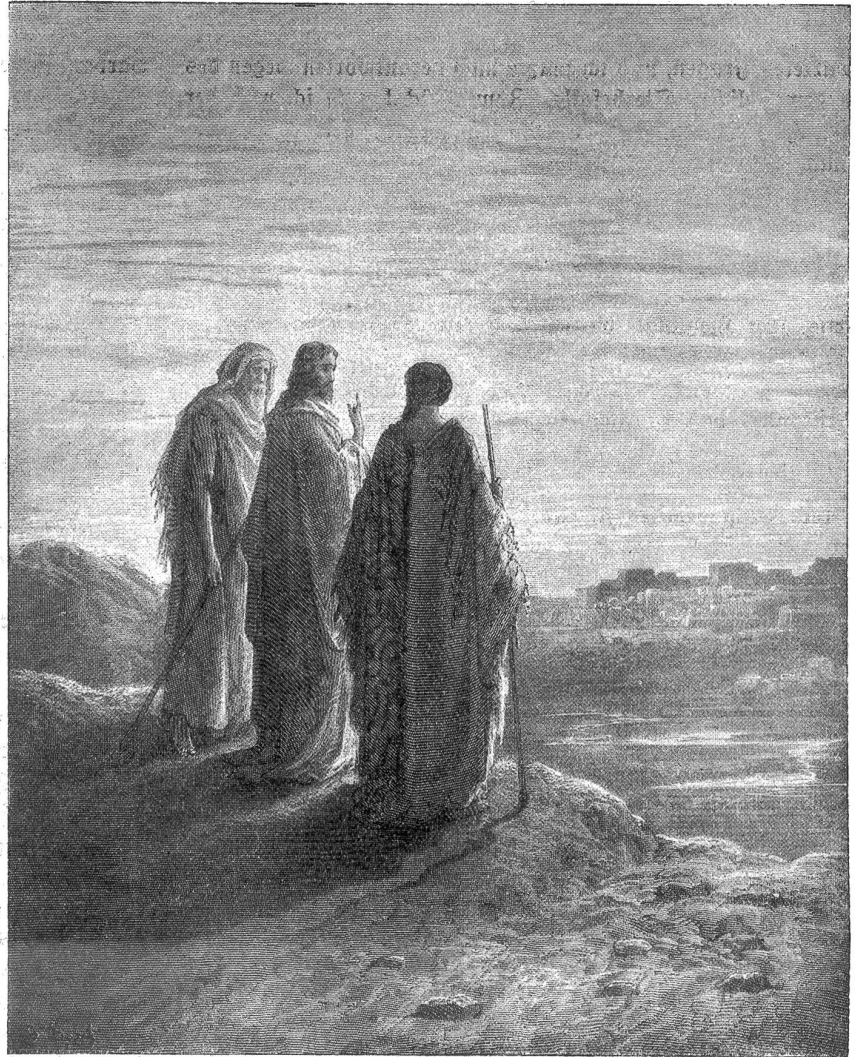
„Ich bin nicht mehr bei Hüppis, drum haben Sie mich nicht gesehen.“

„Und sonst? Fräulein, wären Sie sonst einmal hinabgestiegen zu mir in den finsternen Keller? Haben Sie jemals wieder an den Keel im Arbeitskittel gedacht, der seinen großen Zorn im Eisen verhämmert hat?“

Ich sah von ihm fort zur wogenden Fläche und fühlte wie der Grund sich mir auftat, wie die Gewässer auseinanderbrachen bis zum namenlosen Quell, der sie nährt und erneut. Ich blickte auf zu dem, den ich lieben mußte, und sagte: „Ja, ich habe an Sie gedacht.“

Er glitt nieder zu mir und setzte sich auf die blanken Schiffsbohlen neben mein Sesselchen.

„Können Sie sich denken, weshalb ich damals so wütend drauflos schlug?“ hub er an. Es war mir abscheulich mitgespielt worden. Sie wissen von der Erfindung, die ich an Hüppis Kessel anbrachte, eine neue Heißluftdurchführung ist es, die mehr als die Hälfte an Heizmaterial spart. Jahrelang hab ich dran herumgeprübelt, bis ich das Ding soweit hatte, daß es sich praktisch verwerten ließ. Ich nahm das Patent drauf, und der Heizkessel-Kröser, der reiche Schurke, hört davon. Er bietet mir auf der Stelle vierzigtausend Franken für meine Erfindung, mit dem Vorbehalt, daß ich sie ihm mit gutem Erfolg in mindestens zwei Kessel seiner Fabrik einbaue. Ich dummer Mensch denke: sicher ist sicher, so weiß ich doch wenigstens, was ich bekomme, und gehe auf seinen Vorschlag ein. Einen feinen Kontrakt hat er mir vorgelegt, alles ganz genau, es fehlte kein Tüpfelchen dran. Und ich habe unterschrieben, ach so vergnügt und froh, daß ich mit dem Gelde unabhängig bin, um weiter zu prübeln, mein Kopf steckt mir ja noch so voll. — Was tut nun der Halunke? Er stellt seine ganze Fabrikation auf mein System ein, und wie's ans Zahlen gehen soll, will er kneifen. Es sei nicht, was ich gesagt habe, die von mir ausgebauten Kessel sparten nicht, was ich versprochen, er verzichte auf mein Patent!



Doré: Jesus und die Jünger auf dem Wege nach Emmaus.

Und dabei weiß ich von einem seiner Monteure, daß er keinen Kessel mehr liefert ohne meine Röhrenschlangen.

Ich laufe also zum Rechtsanwalt. Achselzuden. Kröser? Er finanziert drei leitende Zeitungen, er hat Verbindungen überall. Ein Prozeß gegen Kröser — hoffnungslos! Beim nächsten der sauberen Brüder, die das Recht auf ihrem Namensschilder stehen haben, mit ein bißchen anderen Worten dasselbe Lied! Und so durch die halbe Stadt. Keiner will es mit Kröser verderben, und ein armer Lappi wie ich, kam selber sehen wie er fertig wird.

Nun habe ich aber einen gefunden, der mir den Prozeß führt. Die Klage ist schon heraus, er macht mir Hoffnung, daß alles gut gehen wird.“

Das Schiff legte an. Wir gerieten in den Strom der Aussteigenden und mußten uns Schritt für Schritt vorwärts schieben lassen, bis die bunte Menschenmasse über dem Schiffssteg draußen auseinanderquoll wie der Blumenstrauch aus einem Füllhorn, dann, als führe ein Wind hinein, immer breiter verstrahlend sich zerstreute und sich ins Land abwärts und in den Wald aufwärts verlor.

Ich ging wie in einem schweren Traum neben meinem Begleiter her, der voll verhaltenen Jubels, mir sein Herz ausschütten zu können, auf mich einsprach. Was geschah da-

bei Sonderbares mit mir? Ich spürte dies: mein Schicksal hatte mich angerührt, aber die Seligkeit, die ich so heiß ersehnt, die ich in tausend Formen und Farben mir tausendmal ausgemalt, wo war sie nun? Nie und nirgends hatte ich gesehen, erträumt oder geahnt, was mit mir vorging. Neben mir her schritt ein Mensch, von dem ich wußte, er würde über mich herrschen. Angstbeflommen sah ich zu ihm auf. Güte und Aufrichtigkeit strahlten von seinem Gesicht, aber gleichzeitig fühlte ich das Entsetzliche: und wenn es der Teufel wäre, ich müßte ihn lieben! Ich fühlte mich zertreten wie ein Wurm! War das die Liebe, von der ich mir vorgestellt hatte, sie käme wie eine Engelsmusik, um mich zu erlösen? Alles was ich wußte und gewollt, schwand vor einer erdrückenden Gegenwart dessen, was ich in mir quellen und brausen spürte, ich fühlte deutlich wie der Strom außerhalb meiner geriet, und daß ich unter ihm zergehen mußte wie Sand, den er überspült und mit fortreißt.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Handwerkslehre im alten Bern. \*)

Sowohl die staatliche als die städtische Obrigkeit haben sich frühzeitig mit der Ordnung des Lehrverhältnisses befaßt. Immerhin lag diese Pflicht und Aufgabe vornehmlich den Zünften ob. Die Obrigkeit schritt nur dann ein, wenn die Zünfte selbst aus engherzigen oder selbstsüchtigen Beweggründen das vernünftige und vom allgemeinen Wohl bedingte Maß überschritten.

Eine Engherzigkeit in den Vorbedingungen für die Aufnahme ins Handwerk ist in den ältern Zunftordnungen fast allgemein nachzuweisen. Im deutschen Sprachgebiet verlangten die Zünfte schon bei der „Aufdingung“ den Nachweis der ehelichen und ehrlichen Geburt, ja sogar der ehelichen Zeugung.

Die Begriffe „unehelich“, „unehlich“ und „unredlich“ entsprechen alten Rechtsätzen, die in die Zunftordnungen übergingen und im Gegensatz zum geltenden weltlichen und kirchlichen Recht als dem Handwerkerstand eigentümliche Rechtsanschauung zu erklären sind, der sich gegen die übrigen Stände, namentlich gegen die Kaufleute und deren unehliche Nachkommen abschließen wollte. Man wollte alle irgendwie anrühigen Elemente aus dem Handwerkerstande ausschließen. „Die Handwerker müssen so rein sein, als wären sie von den Tauben gelesen“, so liest man in einer Satzung aus dem 17. Jahrhundert.

Basels und namentlich Berns Zünfte scheinen anfänglich duldsamer gewesen zu sein, denn der Rat von Bern verordnete 1538, daß ein Schmied trotz unehelicher Geburt in die Zunft aufgenommen werden dürfe, und sodann 1539, daß ein Zimmermann, der im Halseisen gestanden, im Gebrauch des Handwerks nicht behindert werden solle. Aber das Große Bott von Möhren (d. h. des Schneiderhandwerks) beschloß 1752, es dürfe kein Unehelicher mehr als Lehrling aufgenommen werden.

Noch im 16. Jahrhundert haßte in Bern und anderswo dem Scharfrichter und Abdecker die altüberlieferte Unehelichkeit an, so daß Scharfrichtertöchter, wenn sie außerhalb ihres Standes heirateten, erst wie uneheliche Kinder legitimiert und ehelich gesprochen werden mußten. Das Berner Ratsmanual 1767 befiehlt, daß die Gesell-

schaft zum Affen (Handwerk der Steinmeßen) die Handwerksleute zum Aufrichten des Hochgerichts (Galgen) beordern solle und es möge den Leuten hierfür eine „Erbewahrnuß“ erteilt werden.

Auch Müller, Barbieri, Zöllner, Polizeidiener waren zu jener Zeit noch rechtlos und somit war die mittelalterliche zünftige Ueberlieferung der Ehrenhaftigkeit noch nicht von Vorurteilen befreit.

Das gemeinsame Statut der drei Zunftgesellschaften des Gerber-Handwerks zu Bern von 1450 schreibt bezüglich der Lehrlingshaltung u. a. vor, es solle kein Meister einen „Lehrknecht“ anders dinge als in „offener Gesellschaft“; dieser Lehrknecht solle ihm alsdann drei volle Jahre dienen und 12 Mutt Rappen nebst 15 Schilling zu Wein geben; wenn er die Lehrzeit nicht ausmache, dürfe der Meister vor Ablauf der drei Jahre keinen andern Knecht dinge.

Ein späteres Statut von 1592 bestimmt ferner, es dürfe kein neu angehender Meister einen Lehrknaben anstellen und lehren, er habe denn zwei Jahre „hausgehalten“ und inzwischen sein Handwerk redlich geübt, bei Verlust desselben. Ebenso ist jedem untersagt, einen Lehrknaben, der nicht in der Stadt Bern „anheimisch“ wäre, zu empfangen und im Handwerk zu unterrichten, ohne Einwilligung der übrigen Meister.

Die Handwerksordnung der Hutmacher von Bern, 1631, bestimmte eine Lehrzeit von 3 Jahren und eine Wanderzeit von 3 Jahren, die von 1700 an auf 5 Jahre verlängert wurde. Ein frisch niedergelassener Meister durfte erst 3 Jahre nach seiner Ledigsprechung einen Lehrknaben annehmen, alles bei je 1 Gulden Buße an Handwerk und an die Stube. Die Lehrbuben sollen in ein eigenes Aufdingbuch eingetragen werden. Dem Lehrbuben war gestattet, nach seiner Aufdingung zum Gesellen den Meister zu wechseln. Denn er solle „freien Zug“ haben.

Die Handwerksordnung von 1700 gestattete den Bürgern von Bern, sich auch anderwärts als Lehrbuben zu verdingen, sie müssen aber bei der Ledigsprechung als Geselle oder Meister an das Berner Handwerk berichten und 1 Pfund Einschreibgebühr bezahlen.

Die allgemeine Handwerksordnung von 1766 schrieb für alle Handwerke gleichmäßig 3 Monate Probezeit, 4 Jahre Lehrzeit und 9 Jahre Wanderzeit vor. Die Aufsicht des Direktoriums erstreckte sich bis auf die Auslese der Lehrlinge und Ledigsprechung der Gesellen.

Aus mehreren dieser Beispiele ist ersichtlich, daß vom Beginn des 18. Jahrhunderts an strengere Bestimmungen und längere Lehr- und Wanderzeit vorgeschrieben wurden, d. h. die Zünfte wurden anspruchsvoller, mehr auf den Eigennutz der Meister als auf die Förderung des Handwerks und der Berufsbildung bedacht.

\*

Mit der Einführung der Handels- und Gewerbefreiheit und der Aufhebung aller Zunftrechte, Ende des 18. Jahrhunderts und nach ihrer Wiedereinführung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlosch auch das Bestreben des Handwerkerstandes für eine bessere Ordnung im Lehrlingswesen und für eine richtige Berufslehre. Auch die Behörden kümmerten sich wenig mehr um die Förderung von Handwerk und Gewerbe.

Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts griff im Handwerkerstande selbst eine bessere Einsicht Platz. Er beginnt sich zu organisieren, durch das Mittel der Selbsthilfe früher bestehende und als wohlthätig empfundene Einrichtungen wieder einzuführen, seine Erwerbstätigkeit den erhöhten Anforderungen der Neuzeit anzupassen und die Technik und Wissenschaften auch in der Praxis der Werkstatt nutzbar zu machen.

\*) Aus dem jüngst erschienenen Werk von Werner Krebs „Alte Handwerksbräuche“, herausgegeben von der Schweizer Gesellschaft für Volkskunde.